

Kolumne : Paradiese wie "Ave Maria"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **100 (2006)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Paradiese wie «Ave Maria»

Im Südwesten von Florida, angrenzend an das Reservat der Seminole-Indianer, wurde Mitte Februar der erste Spatenstich zum Projekt «Ave Maria» getan. Aus dem Boden gestampft werden soll bis zum Sommer 2007 nicht bloss die erste *katholische Universität* in den USA seit vierzig Jahren samt Megakirche und einem 20-Meter-Kruzifix; geplant ist auch eine komplette Kleinstadt mit 20 bis 30 000 Einwohnern – aber ohne Playboy, Pille und Pornokanal. 250 Millionen Dollar steckt der Mäzen des Vorhabens, der Pizzafürst *Thomas Monaghan*, in die erste Phase seines *katholisch-konservativen Stadtstaates*. «Die Geschichte ist ein einziger grosser Kampf zwischen Gut und Böse, da will ich nicht abseits stehen», sagt er.

Man kann die Mustergemeinde «Ave Maria» als fanatisch religiöse Macke eines Individuums abtun. Thomas Monaghan, aufgewachsen in einem katholischen Waisenhaus, eröffnete sein erstes Pizzageschäft 1960, kurz nachdem er aus dem Priesterseminar hinausgeworfen worden war. Vierzig Jahre später verkaufte er sein Geschäft «Domino's Pizza», mittlerweile der weltgrösste Pizza-Auslieferungsdienst, für Milliarden und widmete sich nun ganz seinem *Opus-Dei-nahen Katholizismus*, oder wie er selbst sagt «der Aufgabe, den Himmel zu bevölkern».

Liberales Kritiker vergleichen Monaghans orthodoxe *City of God* mit dem islamischen Fundamentalismus. *Frances Kissling*, die Präsidentin der «Catholics for Free Choice», nennt das Projekt gar «*unamerikanisch*». Doch da liegt sie falsch. «Ave Maria», Florida, ist so amerikanisch wie der berühmte Apple Pie. Von den ersten Siedlungen der Pilger über die Parallelgesellschaften der Amischen oder der Mormonen und die alternativen Hippy-Kommunen der sechziger Jahre bis zum neotraditionalistischen Disney-Dorf «Celebration», das 1994 ein paar Autostunden nördlich von «Ave Maria» in Betrieb genommen wurde, gab es in den USA stets eine erstaunliche Anzahl und Vielfalt von Gemeinschaften Gleichgesinnter. Auf Englisch heissen all diese Gruppen *Intentional Communities*; sie haben sich zusammengetan in der Absicht, auf der Negativfolie der bestehenden zusammengewürfelten Gesellschaft ein besseres Leben – oder jedenfalls eines nach ihren Vorstellungen – aufzubauen. Stolz auf ihre Gemeinschaft sind auch noch die Bewohner der «Community 55+» im Nachbardorf, die sich bloss darin einig sind, dass sie Kindergeschrei und jugendliche Skateboarder nicht ausstehen können und ihre Ruhe haben wollen.

Das Grossprojekt «Ave Maria» hat wenig mit einer solch postmodernen Minimalutopie gemein. Am ehesten erinnert Monaghans Plan an die *Ideen von Frühsozialisten* des 18./19. Jahrhunderts wie Henri de Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen, Etienne Cabet oder Wilhelm Weitling. Unzufriedenheit mit dem Status quo und genug «überschiessendes Bewusstsein», um sich eine Alternative auszudenken, machte auch den Kern ihrer Utopien aus. Und auch die Herren jener Epoche legten bis in die Details genau fest, wie das Zusammenleben zum Wohle der Menschheit organisiert sein müsste. Als Studentin der siebziger Jahre habe ich mich mit der Rebellion der Sozialutopisten gegen die bestehende Gesellschaft

leicht identifizieren können, nie aber mit ihrer moralischen Besserwisseri und ihren buchhalterischen Entwürfen des Guten Lebens, inklusive Liebeskodex.

Ordnungsutopien sind mir seither auch in abgeschwächter Form ein Gräuel geblieben. Selbst Matriarchatsentwürfen von feministischer Seite oder dem liebevoll gezeichneten bolo'bolo von PM vermag ich wenig abzugewinnen. Ich will eine bessere Welt, aber ich will nicht wissen, wie sie am Ende aussieht. Ich will mir das Paradies auf Erden nicht vorstellen, weil es kein Paradies ohne Vertreibung gibt.

Auf besonders eindrückliche Weise hat die afroamerikanische Autorin *Toni Morrison* in ihrem Roman «*Paradies*» dargestellt, wie eine positive Utopie – hier eine von ehemaligen Sklaven gegründete schwarze Gemeinde – in ihr Gegenteil umschlägt. «Im Bestreben, in einer imperfekten Welt die Perfektion zu errichten, töten sie das andere, auch in sich selbst», habe ich 1999 in einer WOZ-Buchbesprechung geschrieben. Und ich erinnere mich gut, wie meine Sympathien damals, ich war neu eingewandert, zwischen dem Sicherheitsbedürfnis und dem trotzigem Eigensinn der schwarzen Paradieswächter und den Widersprüchen und der Sinnsuche der gemischten Gruppe von Aussenseiterinnen geteilt waren. Beide Gemeinschaften sind schliesslich am mangelnden Austausch mit der Aussenwelt zugrunde gegangen. Oder auch nicht, Morrison lässt die Erlösung als Utopie zu.

Monaghans Realutopie eines *sündenfreien* «*Ave Maria*» ist eher Purgatorium denn Paradies. In der «Gottesstadt» werden Homosexualität, vorehelicher Sex und Scheidung päpstlicher als der Papst angegangen. Doch selbst für diese engstirnige Gemeinschaft ist das Wohlwollen hier erstaunlich breit gestreut. Vielleicht ist es einfach der in diesem Land besonders ausgeprägte Respekt vor Leuten, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, ihr Leben gestalten

und ihre Träume verwirklichen. Es ist in den Kommentaren auch eine Sehnsucht spürbar nach einer Welt, die nicht alles globalisiert und kommodifiziert und Profit zum Mass aller Dinge macht. Eine Welt in der – unter Umständen ideologisch verdreht und verzerrt – das Leben selbst etwas wert ist.

Solche Wünsche und Visionen sind so alt wie die Menschheit. Auch sind sie gewissermassen politisch neutral. Ob sie zu Ordnungsutopien versteinern oder ob sie sich zu freiheitliche Entwürfen – man denke an die «offene Gesellschaft» oder die «herrschaftsfreie Kommunikation» – entwickeln, hängt von vielen Umständen ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg und bis in die achtziger Jahre kamen viele wichtige Utopien von links. Seither hat die *Rechte* nicht bloss die Wirklichkeit, sondern auch die *Welt der Ideen* besetzt; in den USA lässt sich das am Aufbau eines rechtskonservativen Medienimperiums besonders deutlich verfolgen.

Auch hat sich mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 hier die Idee vom ewigen Krieg in den Köpfen verfestigt. Der konkrete Krieg im Irak wird zwar heute von einer Mehrheit der Amerikanerinnen und Amerikaner abgelehnt. Doch der «*grosse Kampf zwischen Gut und Böse*», der in den USA Fundamentalisten aller Schattierungen und auch Monaghans «*Ave Maria*» inspiriert, hat als Ordnungsutopie noch längst nicht ausgedient. Mit Realpolitik allein ist ihr nicht beizukommen. Doch woher nehmen wir die politische Fantasie? Für tief greifende Veränderung braucht es zwar keine fixfertige Gegenutopie, aber schon hie und da das verführerische Aufscheinen einer andern Welt. ●